Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur

Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte

Band: 6 (1926-1927)

Heft: 5-6

Rubrik: Politische Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Scheiden spurlos vorübergehen; denen, die ihn kannten, wird sein Wert nun erst recht in hellstem Lichte erstrahlen. Manch bitterer Gedanke mischt sich darein. Ruedolf hat recht; wieviel Geister seiner Art, seines Wissens, seiner Bildung, seiner Gesinnung gibt es denn noch oder treten neu auf? Und noch bitterer ist der Gedanke: wieviel Geister seiner Art hätten es zu viel größerer Bedeutung, ja vielleicht Weltbedeutung bringen können, wenn ihre Begabung durch zeitige Anerkennung und Förderung zu der Entwicklung hätte gelangen können, die eben auch der höchsten Begabung ohne diese Hilfen nicht möglich ist. Das Genie ringt sich durch, sagt ein nichtsnutziges Sprichwort, mit dem sich alle entschuldigen, welche das Durchringen der größeren Zahl aller Genies mit Erfolg hintertreiben. In Wirklichkeit ringt sich nur das Genie durch, das entweder außerordentlich viel Glück oder viel Pflege hat. Genies und überragende Begabungen werden immer rarer, und immer sorgfältiger müßte die Fürsorge sein, mit der ein Volk seine Begabungen umgibt. Hans Sachs mahnt in den „Meistersingern", mit denen eben wieder die Münchner Wagnerfestspiele eröffnet wurden: „Ehrt Eure deutschen Meister!" Leben und Tod eines Mannes wie Alfred Niedermann ließen die Mahnung gerechtfertigter erscheinen: „Pflegt Eure deutschen Meister! Namentlich die lebenden!"

Politische Rundschau

Gedanken zu einem Tellspiel.

Schiller hat uns mit seinem „Wilhelm Tell" vielleicht in gewissem Sinn ein Danaergeschenk gegeben. Es ist ein gefährliches Ding für ein Volk, wenn ihm der Mythos seiner Entstehung in dieser unerreichbar hohen Form zum ständigen Besitz geworden ist, wie das uns durch Schiller geschah. Indem im Kunstwerk das Ideal gleichsam Wirklichkeit wird, scheint es uns des Abgrundes zwischen Ideal und Wirklichkeit zu berauben, des Abgrundes, aus dem allein jedes wirkliche, sich höher zeugende Leben quillt. Nur zu schnell sind wir bereit, das Idealbild unseres Volkes, seine höchste, unendlich ferne Wirklichkeit mit dessen alltäglicher Wirklichkeit zu verbinden, ein Tun, mit dem wir das Ideal meist verunstalten, den Alltag aber sentimental verwässern. Wir vergessen, daß eine wirkliche, formbildende Durchdringung der höchsten und der durchschnittlichen Gestalt eines Volkes nur in auserwählten Zeiten sich vollziehen kann — in Stunden verzweifelten Kampfes vielleicht oder in schwebend kurzen Augenblicken lichtvoller Gelöstheit. Und welchem Volk wäre dieses Vergessen auch natürlicher als unserem? Hat uns doch das Schicksal in den letzten Jahrzehnten leidenschaftliche Stellung durchaus verweigert und dramatisch zugespitzten Kampf um Sein oder Nichtsein erspart. Kein schreckliches Gewitter hat bei uns die Luft gereinigt, kein gewaltiger Sturmwind Spreu vom Korn getrennt. In sattem, oft faulem Frieden leben bei uns Ideal und Wirklichkeit nebeneinander und zwingen sich nicht in qualvoller Spannung zu gegenseitiger Verwirklichung.

Wo finden wir noch den Ort, diesen Frieden nachzuprüfen, wo die Maße, die Zeugungskraft unseres staatlichen Ideals zu messen? Im Kleinen vielleicht gerade in unseren volkstümlichen Tellspielen. Wenn ein Kunstwerk von absoluter Form wie Schillers Tell von ungeübten Dilettanten gespielt werden

kann, ohne daß es dabei seine Stärke einbüßt, ja, wenn die diesem Spiel eigentümlichen Besonderheiten selbst dort, wo sie von den bewußten Absichten des Dichters abweichen, immer noch Ausstrahlungen des Ursinnes des Problems darstellen, immer noch in der zeugenden Atmosphäre des Werkes ihren Atem empfangen, dann müssen Kräfte wirkend sein, die himmelweit entfernt sind von gewöhnlicher Fest- und Theaterfreude. Ein verborgener, phrasenloser Patriotismus muß sich schaffend regen, ein Patriotismus, der einmal nicht satter Selbstgenuß, sondern wirkliche, wirklichkeitssüchtige Tat ist. — Das ist es nun auch, was das Tellspiel in Pfäffikon zu einem tief bedeutsamen Erlebnis macht. Es wird uns in greifbarer Wirklichkeit klar, daß alle Sturzfluten von Schützenfestreden und Turnersprüchen, von Kulturvermischungspredigten und Völkerbundshymnen es doch noch nicht fertig gebracht haben, das Absolute aus unserem Volksempfinden herauszuschwemmen. Es wird uns über alle Zweifel hinaus klar, daß wir doch noch ein Volk genannt werden dürfen. Und das ist nicht zu allen Zeiten selbstverständlich.

Was das Spiel, das in Pfäffikon unter uralten Bäumen sich ereignet, besonders aufschlußreich kennzeichnet, das ist sein bürgerlicher Grundton. Fast ungreifbar und doch von Grund aus belebend, umgibt das Ganze eine Atmosphäre wurzelfester Bürgerlichkeit. Das tritt namentlich an der Darstellung des Tell zu Tage. Als Erscheinung unmittelbar wirkend, wie aus dem im Volk lebendigen Mythos heraus geschaffen, wandelt er auch den Schiller'schen Tell schwebungsweise dem volkstümlichen Gegenwartsempfinden gemäß ab. Er nimmt dem Tell die Ungelenkigkeit der Rede, läßt ihn schlagbereit und treffsicher sprechen, bedächtig zwar, aber ohne jene fast abergläubische Furcht vor dem Wort, die Schiller in diese Gestalt gelegt hat. Der Tell von Pfäffikon ist zugleich einfacher und weniger primitiv als der des Dichters, er ist bürgerlicher. Und auf den gleichen Ton sind die Volksszenen, die zum Urtümlichsten der Aufführung gehören, gestimmt. In beinahe epischer Breite, epischem Reichtum entrollen sie sich, den Eindruck glücklicher Zufälligkeit erweckend und doch immer die Einheit des Ganzen neu aussprechend. Wie instinktsicher sich aber dieser bürgerliche Geist hier auswirkt, seinen Lebenskreis bis an den Rand erfüllend, aber jeden Übergriff in das ihm Unangemessene vermeidend, das wird an andern Gestalten des Spieles klar: Geßler ganz Reiter, ganz Tyrann und dämonisch Herrschender, Attinghausen voll edler Reife, adliger Lebenshaltung in der leisesten Schwebung. Und Beides, das Bürgerliche und das Aristokratische, fügt sich in organischer Schichtung zur Einheit. Was dem Spiel vielleicht dann und wann an schicksalhafter Schwere abgeht, das lebt sich in schwellender Fülle und heimatlich geborgener Gefühlssicherheit aus.

Dem Tell ist in unseren Zeiten wieder eine besondere Bedeutung geworden. Man erinnert sich seiner Rolle in den besetzten Gebieten, und wer z. B. elsässische Zeitungen liest, der stößt auf Schritt und Tritt auf bewußte oder unbewußte Tellreminiszenzen. Das ist die Wirklichkeit des Werkes als Revolutionsdrama. Es könnte so heute denkbar ungeeignet erscheinen für die doch — im überpolitischen Sinne — bürgerlich begründete Staatsgemeinschaft der Schweiz. Aber die Aufführung von Pfäffikon widerlegt diese Vermutung aufs Gründlichste. Wenn sie auch Schillers Pathos mit einem Stich bürgerlicher Serenität beruhigt, so schafft sie doch eine letzte künstlerische Einheit, wie sie so lebenerfüllt selbst die tastsicherste Einfühlung nicht zustande brächte. So scheint es eben doch in dieser „Bourgeoisie" noch Tiefen zu geben, die — vielleicht gerade beschützt von der Starrheit ihrer äußeren Gestalt — unverändert lebendig geblieben sind und dort, wo das Absolute zu Verwirklichung ruft, diesem Rufe zu folgen noch die Kraft haben.

So betrachtet wird das Spiel von Pfäffikon zu einer ergreifenden Bewährung. Denn nicht unbewegt wird man die Offenbarung hinnehmen, daß unser Volk in seinem Tiefsten des Bildes, das einer der Größten des Geistes von ihm erschaute, nicht ganz unwürdig geworden ist.

Elisabeth Sulzer.

50 Jahre eidgenössisches Forstgesetz.

In der Bundesverfassung wurde in Artikel 24 festgesetzt, daß dem Bunde das Recht der Ausübung der Oberaufsicht über die Wasserbau- und Forstpolizei zustehe, und daß er die Korrektion und die Verbauungen der Wildwasser, sowie die Aufforstung der Quellgebiete unterstützen und die nötigen schützenden Bestimmungen zur Erhaltung dieser Werke und der schon vorhandenen Waldungen aufstellen werde. Durch die eingehenden Gutachten über den Zustand der Hochgebirgswälder und der Wildbäche, ausgearbeitet durch Landolt, Professor an der Forstabteilung, und Culmann, Professor an der Ingenieurabteilung der Eidgenössischen Technischen Hochschule, im Jahre 1864, wurde das Schweizervolk über die weitgehende und dringende Aufgabe einer allgemeinen Forstpolizei und der damit verbundenen und unumgänglichen nachhaltigen Bewirtschaftung unserer schweizerischen Wälder aufgeklärt, sodaß schon nach einem Jahrzehnt der vorbereitenden Arbeit im Jahre 1876 den eidgenössischen Räten ein Gesetz betr. die Oberaufsicht des Bundes über die Forstpolizei vorgelegt werden konnte, das, trotz den zahlreichen Gegnern, keinem Referendum rief. Karsthofer, Escher von der Linth, Oswald Heer und andere hatten neben den zahlreichen amtlichen Stellen auf die Gefahren der fortgesetzten Übernutzung der Gebirgswälder aufmerksam gemacht, vor allem auf die damals allgemein üblichen Kahlschläge, auf das Brachlassen der Schlagflächen, den enormen Holzfrevel und die Nebennutzungen, wie Waldweide und Waldstreugewinnung, die mehr und mehr einen Zustand der Verwahrlosung der Wälder brachten. Bei jedem Hochgebirgsunwetter waren Rüfenen und verheerende Wildbäche die Regel, im Frühjahr gingen zahllose Lawinen selbst durch die Waldgebiete nieder und brachten gesteigerte Gefahr und zahlreiche Schäden. Aber alle die Mahnrufe verhallten und die Gemeinden mit den ausgedehnten Korporations- und Bürgerwaldungen fürchteten eine gesetzliche Regelung der Forstwirtschaft, da sie ihnen das freie Schalten und Walten still legte.

Der Erfolg und die Wirkungen des eidgenössischen Forstgesetzes und der entsprechenden Erlasse der einzelnen Kantone zeigten sich natürlich nicht von heute auf morgen, waren dafür aber um so nachhaltiger, und wohl selten brachte ein Gesetz eine so fruchtbringende Tätigkeit für den Einzelnen wie für die Gesamtheit, wie das Forstgesetz! In allen Kantonen nahmen die Oberförster und Unterförster die Arbeit der Erhaltung und Förderung der Waldungen an die Hand, alle die zahlreichen Verbauungen und Aufforstungen der Wildbach- und Lawinengebiete, Hand in Hand mit den Vollziehungsorganen des nahestehenden Wasserpolizeigesetzes. So wurden in der Schweiz in den Jahren 1872 bis 1924 für Aufforstungen und die damit verbundenen Verbaue 25,111,440 Franken ausgegeben, an die der Bund an Beiträgen durchschnittlich 58,5 % oder 14,700,000 Franken leistete, während die Flußkorrektionen und -Verbaue in den Jahren 1862—1923 nicht weniger als 307,3 Millionen Franken erforderten, an die der Bund durchschnittlich 43,5 % an Beiträgen, d. h. 133,68 Millionen Franken entrichtete. Das gebirgige Gebiet der Schweiz wurde als Schutzwaldgebiet erklärt, in dem die Kahlschläge vollständig verboten wurden, und wenn wir heute, nach fünfzigjährigem Bestehen des Forstgesetzes, unsere Alpentäler durchwandern, so erkennen wir allüberall die günstigen Folgen dieser Einengung der Waldfreiheiten: die Hänge haben sich bewaldet, einst gefürchtete Wildbäche und Lawinen sind still geworden und liegen in frohwüchsigem, durch Aufforstungen begründetem Jungwald, und wo einst die waldstreuegenutzten, kränkelnden Bestände standen, stocken heute von reichlicher natürlicher Verjüngung durchsetzte Hochwälder. So manche Runse ist endgültig verschwunden, so mancher abgelegene, einst wertlose Wald durch die Waldwege erschlossen und zielbewußter Bewirtschaftung geöffnet worden. Und wenn unter Engelers Wegleitung die schweizerische Forstwirtschaft sich heute selbständig gemacht hat und wo immer nur möglich den gemischten und ungleichaltrigen Wald, den Plenterwald in seinen verschiedensten Formen anstrebt und im ganzen Gebiet der Eidgenossenschaft in den öffentlichen und privaten Wäldern dem Kahlschlag abgesagt hat, so ist dies

nicht zuletzt auf den Umstand zurückzuführen, daß gerade die Kriegszeit mit den nachfolgenden Krisenjahren unserm Volke und den Behörden gezeigt haben, daß die Arbeit des Forstpersonals dem Heimatland gerade in Zeiten der Not von großen Werten ist! In allen Gebieten der Schweiz trifft man heute die rege Zusammenarbeit von Forstleuten und Laien, und wenn da und dort Sturmkatastrophen und Bachverheerungen oder Lawinenschläge vorgekommen sind, so haben sie immer deutlich von Mißwirtschaft Kunde gegeben oder waren Fingerzeige für neu zu gehende Wege in der Bewirtschaftung der Wälder. Wohl in keinem Land ergeben sich so viele Wechsel auf kleinem Raum, wie in unsern Wäldern, und gerade das eidgenössische Forstgesetz hat diesem Umstand Rechnung getragen und hat in aller seiner Strenge den das Gesetz durchführenden Organen die Freizügigkeit gelassen, nach den örtlichen Forderungen die Waldbestände zu behandeln, die lokalen Nutzungen der Einzelnen zu beachten und doch die Bewirtschaftung der Forste zu langsamer, aber steter Produktionssteigerung zu führen, dem Volk zum Wohle und Nutzen, dem Lande zur Wehr und zur Ehr! Die schweizerischen Forstmänner und alle diejenigen in Behörden und Volk, die ihnen im Laufe dieses halben Jahrhunderts getreu zur Seite gestanden sind, dürfen auf eine fruchtbare und unauslöschliche Arbeit zurückblicken, die der Gegenwart und mehr und mehr der Nachwelt dienlich ist. Dank ihnen, die oft trotz allen Anfeindungen, nur das ferne, hohe Ziel im Auge, unentwegt dem grünen, ewig grünen Walde all ihre Kräfte opferten, die still, wie ihr Schaffen war, durchs Leben schritten. Der Schweizerwald rauscht ihnen heute ein Dankeswort!

Max Oechslin, Altdorf.

Zur politischen Lage.

Das deutsch-französische Verhältnis in den Rheinlandserinnerungen eines französischen Generals.

Der Inhaber einer der höchsten Kommandostellen der französischen Besatzungsarmee in den Rheinlanden während der entscheidenden Nachkriegsjahre hat soeben seine Erinnerungen veröffentlicht.[1])

General Mordacq stand von 1920 bis 1925 an der Spitze des 30. Armeekorps in Wiesbaden. Er war vorher während der ganzen Dauer der Ministerpräsidentschaft Clémenceau's, der ja zugleich auch die Funktionen des Kriegsministers ausübte, dessen Kabinettschef gewesen. Das heißt, Mordacq war von 1917 bis 1920 eigentlicher französischer Kriegsminister. Er hatte somit in der entscheidenden Periode des Krieges und während der Ausarbeitung der Friedensverträge eine sehr einflußreiche Stellung. Vor seinem Abgang hatte Clémenceau seinem militärischen Ratgeber wie üblich noch ein ihm zusagendes Kommando verschafft. Vor dieser Verwendung im Kriegsministerium hatte Mordacq als Divisionär an der Front gestanden. Vor dem Ausbruche des Krieges aber war er meist in den Kolonien tätig und hatte sich bereits auf den verschiedenen Schauplätzen der französischen Eroberungsfeldzüge einen Namen gemacht. Außerdem war er auch als Verfasser einer ganzen Reihe militärwissenschaftlicher und kriegsgeschichtlicher Werke hervorgetreten. Es war also kein x-beliebiger General, der 1920 nach Wiesbaden kam. Mordacq verschaffte sich auch hier bald Einfluß und war jahrelang eine der Haupttriebfedern der französischen Politik am Rhein, soweit das Militär darauf Einfluß ausüben konnte. Er gewann seiner Stellung und seinen Verbindungen gemäß einen Einblick in die gesamten Verhältnisse. Über seine Tätigkeit und seine Eindrücke berichtet er mit einer Offenheit, die geradezu erstaunlich ist. Noch ist ja die französische Rheinpolitik längst nicht abgeschlossen, noch sind die bisher darin

[1]) General H. Mordacq: La mentalité allemande. Cinq ans de commandement sur le Rhin. Paris 1926.

handelnden Personen sozusagen alle in leitenden Stellungen. Und da kramt eine von ihnen die intimsten Einzelheiten vor aller Öffentlichkeit aus! Wie hat man sich das zu erklären? Mordacq ist eben nicht im Frieden aus seiner Stellung geschieden. In der Verärgerung über den Kurswechsel in Frankreich hat er sein Kommando aufgegeben und ist überhaupt aus der Armee ausgeschieden. Nun macht er seiner lange angesammelten Entrüstung schonungslos Luft. Dazu kommt noch eine stark ausgeprägte Selbstschätzung, die ihn offenbar mancherlei Rücksichten vergessen läßt. So ist ein außerordentlich bezeichnendes und in seiner Art lesenswertes Buch entstanden.

Über sehr viele bisher wenig bekannte Vorgänge in den Rheinlanden gibt der französische General Auskunft. Mancher deutsche Beamte oder Parteiführer in hervorragender Stellung wird heute mit sehr gemischten Gefühlen lesen, was der französische Kommandierende aus Wiesbaden über seine Beziehungen zu ihnen zu berichten weiß. Mancher wird heute die Belobigung seiner damaligen Haltung durch einen französischen General sehr ungerne sehen. Es wird aber auch Franzosen genug geben, die an der Veröffentlichung so vieler Einzelheiten aus der Zeit des Ruhrkampfes und der Separatistenunruhen wenig Freude haben. Das gleiche gilt für die teuren Verbündeten, die mit den Franzosen die Wacht am Rheine hielten. Sie bekommen da mancherlei zu hören. Von dem Befehlshaber der Amerikaner, General Allen, wird erzählt, daß französische Offiziere ihn gleich von Anfang an nach seinem frühern Benehmen als Militärattaché in Berlin als sehr „bochophile" bezeichneten. Von den Amerikanern wird überhaupt bemerkt, daß sie infolge der zahlreichen Heiraten mit Deutschen allmählich deutscher als die Deutschen selbst geworden und während des letzten Jahres ihres Aufenthaltes im Rheinlande für die Franzosen, Offiziere und Soldaten, unerträglich gewesen seien! So finden sich Seite für Seite Urteile, Beobachtungen und Feststellungen, die so manchen Schleier lüften und so manches Vorurteil richtigstellen können. Schon dadurch ist das Buch lesenswert.

Die Erinnerungen des Generals Mordacq sind aber vor allem ein geradezu einzigartiger Beitrag zu der heute so viel erörterten Frage der deutsch-französischen Beziehungen. Sie erläutern den französischen Standpunkt oder sagen wir besser den Standpunkt der französischen Generale und der Rechtsparteien mit einer Deutlichkeit, die nichts, aber auch nichts zu wünschen übrig läßt. Die Gesamteinstellung Mordacqs zu allem Deutschen ist völlig klar. Sie paßt ausgezeichnet zu der Clémenceau's, der bei jeder Gelegenheit gepriesen wird. Es ist eine abgrundtiefe Verachtung des Charakters und der geistigen Leistungen des deutschen Volkes, gepaart mit einem ingrimmigen Haß, der sich allein aus der Furcht vor der überlegenen Zahl, der Leistungsfähigkeit und Organisationsgabe der Deutschen erklären läßt. Der Ausdruck, „die ewige deutsche Hinterhältigkeit", bildet gleichsam das Leitmotiv des ganzen Buches. Er wiederholt sich fast Seite für Seite. Für Mordacq sind die Gestalten der Karikaturen des Elsässers Hansi der klassische Typ des Deutschen. Ihr Benehmen ist schwerfällig und unschön. Sie sind wie schlecht veranlagte Kinder. An einer andern Stelle wiederum wird den Deutschen eine eigentliche Spielernatur zugeschrieben. Sie haben eine ganz eigenartige Auffassung von Recht und Gerechtigkeit. Ihr künstlerischer Geschmack ist sehr schlecht; außer für die Musik haben sie für Kunst kein Verständnis. Solche Urteile ließen sich aus dem Buche in beliebiger Zahl beibringen; man findet sie auf jeder Seite. Ich will nur noch zwei bezeichnende Beispiele anführen. Es wird da einmal von der Verhaftung des Separatistenführers Dr. Dorten in Wiesbaden durch deutsche Polizei berichtet. Dabei findet sich wörtlich folgender Satz: „Vier Polizisten hatten ihn plötzlich angegriffen — von hinten, nach dem allen Deutschen so teuren Verfahren —, zu Boden geschlagen und in ein Automobil geworfen, das in der Nähe wartete." An einer andern Stelle berichtet der General von seinen Bemühungen, die französischen Offiziere zur Ausübung der Jagd in den Rheinlanden zu veranlassen. Er bemerkt dabei, daß zwar das Wildbret bei weitem nicht so fein sei wie in Frankreich, die mangelnde Qualität werde jedoch durch

die große Quantität aufgehoben! Die Verachtung für alles Deutsche geht hinunter bis zu den Aborten in den deutschen Kasernen, die die Franzosen hätten umändern müssen, da ihre Soldaten sie nicht gebrauchen wollten. Wer schon in Frankreich gereist ist, wird für diese Tatsache lebhaftes Verständnis besitzen!

Diese Denkweise wird sich teilweise aus der geringen Vertrautheit Mordacqs mit der deutschen Sprache und deutschen Verhältnissen überhaupt erklären lassen. Jeder in dem Buche vorkommende deutsche Name ist fast ausnahmslos verstümmelt. Wie weit die Kenntnis der deutschen Sprache geht, kann man ungefähr aus folgendem Beispiel ersehen: Aus Homburg wird mancherlei über die Verhältnisse im dortigen Schloß der Kaiserin erzählt. Dabei wird auch erwähnt, daß 1918 das Essen im Schloß immer schlechter geworden sei. Auf Klagen der Dienerschaft habe der Kaiser folgendes erklärt: „Wer sich satz ist versündigt am Vaterland, das laß euch der Kaiser sagen." Über den Sinn dieses Satzes mag sich jedermann den Kopf selbst zerbrechen; er wird dann vielleicht die französische Übersetzung in dem Buche Mordacqs nicht ganz unangebracht finden. Weiter ist für die Kenntnis der deutschen Verhältnisse die Tatsache bezeichnend, daß Mordacq nach fünf Jahren engster Berührung mit der deutschen Politik beständig Erzberger und Rathenau als die hervorragendsten Führer der deutschen Sozialdemokratie bezeichnet.

Mit der Verachtung der Deutschen geht, wie erwähnt, die Furcht vor ihnen Hand in Hand. Wie ein roter Faden zieht durch das Buch der Gedanke, daß die deutsche Vergeltung nicht auf sich werde warten lassen. Überall sieht der General die Vorbereitungen dazu. Die leitenden Kreise findet er ganz durchtränkt von diesem Gedanken. Mit der als einzige Tugend der Deutschen anerkannten Organisationsgabe werde alles dafür vorbereitet. Es sei dies Verlangen nach Abrechnung mit den Franzosen ein den Deutschen von jeher innewohnender Zug. Bei der Fahrt an Caub vorbei, erinnert sich der General an den dortigen Rheinübergang Blüchers 1814, „natürlich um in Frankreich einzufallen, wie immer", fügt er hinzu. Von Napoleon, Ludwig XIV. u. s. w. hat er offenbar noch nie etwas gehört. Diese Furcht vor der „Revanche" wird verstärkt durch die Beobachtungen mannigfacher Art an Ort und Stelle. Der Kinderreichtum der deutschen Orte z. B. wird zu Frankreich in Vergleich gesetzt. Die industrielle Leistungsfähigkeit wird sorgenvoll anerkannt. Und immer wieder taucht das Gespenst der planmäßig vom ganzen Volk, in ununterbrochener zäher Arbeit vorbereiteten Abrechnung mit Frankreich auf!

Aus dieser Stellung zu allem Deutschen erklärt sich das ganze Auftreten des Generals im Rheinland. Er ist der richtige Vertreter der Politik der starken Hand. Die Gewalt des Siegers muß der Bevölkerung jeden Augenblick in Erinnerung gerufen werden. Deshalb werden möglichst viele und möglichst glänzende militärische Schauspiele veranstaltet. Für die Art des Verkehrs mit der Bevölkerung ist ein Zwischenfall bezeichnend, wobei überdies angemerkt wird, daß sich ähnliche tagtäglich wiederholten. Der General hatte im Kurhaus eine ganze Loge zu seiner Verfügung. Eines Abends ersuchte die Direktion ihn, er möge sie für durchreisende deutsche Journalisten zur Verfügung stellen. Er tat das wenigstens teilweise. Durch irgend einen Irrtum kam es aber dazu, daß er seine Loge am Abend vollständig besetzt fand. Da ließ er kurzerhand alles hinauswerfen und außerdem den Direktor des Kurhauses absetzen.

In merkwürdigem Gegensatz zu dieser Politik der starken Hand steht das gleichzeitige Bemühen, die Rheinländer für Frankreich zu gewinnen und von Deutschland abzuziehen. Der Herr General wiederholt den Deutschen immer wieder, daß die Franzosen wie zu den Zeiten der Revolution ihnen die Ideen der Freiheit brächten. Er erklärt seinen Offizieren, „daß der Franzose überall, wo er durchzieht, Achtung, Vertrauen und Zuneigung, vielfach sogar mehr hinterlassen habe." Das müsse auch im Rheinland geschehen. Man veranstaltet Kunstausstellungen, Theatervorführungen, Konzerte. Man sucht den Verkehr mit deutschen Familien. Man gründet Zeitungen und Zeitschriften. Man veranstaltet Rennen und Sportsfeste. Kurz, man versucht alles, um für die fran-

zösische Sprache und Kultur zu werben. Dann geht man dazu über, aus diesen Bemühungen die entsprechenden politischen Folgerungen zu ziehen. Das war das Großziehen und die fortwährende Unterstützung des Separatismus. Der Teil des Buches, der sich mit diesen Ereignissen befaßt, ist wohl der unerfreulichste. Bekanntlich haben die Franzosen bei ihrer Unterstützung der Separatisten nach außen trotzdem immer erklärt, daß sie nur Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten wollen. Dieses Doppelspiel ist dem Herrn General offenbar so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er selbst jetzt nicht davon lassen kann. Er schildert auf der einen Seite bis in alle Einzelheiten sein Zusammenspiel mit den Separatisten. Auf der andern Seite will er doch wieder glaubenmachen, daß er eine unparteiische Haltung eingenommen habe. Er widerspricht sich so in jedem Satz selbst.

Diese innere Verlogenheit scheint überhaupt für die ganze französische Rheinlandpolitik bezeichnend gewesen zu sein und noch zu sein. Sie geht wohl hervor aus der Tätigkeit verschiedener Kräfte. Die einen drängten immer vorwärts, die andern hielten beständig zurück. Tatsache aber ist es, daß das ganze Verhalten der Franzosen ein einziges großes Gewebe von Täuschungen und Lügen war. Das läßt sich bis in Einzelheiten hinaus verfolgen. Was soll man z. B. zu folgenden Ausführungen sagen? Da wird von einer Reise rheinaufwärts durch die Pfalz und das Unterelsaß erzählt. Dabei hatte Mordacq Gelegenheit, festzustellen, daß die Bevölkerung in beiden Gebieten durchaus ähnlich sei, daß vor allem die Dörfer die völlig gleiche Bauart aufwiesen. Das veranlaßt ihn zu dem Ausrufe, daß man in der Pfalz völlig den Eindruck habe, in Frankreich zu sein! Und das veranlaßt ihn weiter zu dem Schluß, daß wohl die Pfalz am besten für Frankreich zu gewinnen sei. Diese merkwürdigen Gedankengänge kann man wohl nicht mit Unkenntnis oder Mangel an Logik entschuldigen, denn das würde zu den sonstigen Leistungen des Generals Mordacq durchaus nicht passen.

Ähnlich steht es mit der Gesamtpolitik der Franzosen im Rheinland. Auf der einen Seite wird immer wieder versichert, daß Frankreich nur den Frieden wolle. Alles, was die Franzosen unternehmen, geschieht nur, um Europa den Frieden zu wahren. Deshalb müssen die Deutschen gutwillig alles tun, was die Franzosen wollen. Wenn sie das aber nicht tun, so sind sie treulos und hinterhältig. Gleichzeitig läßt aber dieses friedliche Frankreich seinen Kindern in der Schule einhämmern, daß „unsere Pferde aus dem Rheine getrunken haben" und daß „wir die Deutschen unter unserm Stiefel hatten". Gleichzeitig unternimmt man alles, um das Rheinland von Deutschland zu trennen. Man sieht also überall die gleichen innern Widersprüche.

Wohl am bezeichnendsten für den Charakter der französischen Politik in den Köpfen der Generale nach dem Muster Mordacqs und ihrer Gesinnungsgenossen unter den Politikern ist folgender Vorschlag, den Mordacq 1919 dem Ministerpräsidenten Clémenceau machte: Bei der Neuorganisation der Armee solle man als Grundsatz die Idee nehmen, die völlige Eroberung Marokkos durch Deutsche ausführen und als Gegenstück die Wacht am Rhein durch Marokkaner ausüben zu lassen. Das solle dadurch geschehen, daß man die Fremdenlegion, die sich ja bekanntlich zum größten Teil aus Deutschen zusammensetzt, auf eine Division erweitere, während man an den Rhein Regimenter schicke, die unter der kriegerischen Bevölkerung Marokkos rekrutiert würden. Mit Wohlgefallen kann Mordacq feststellen, daß dieser Vorschlag von den verschiedenen französischen Regierungen ausgeführt worden ist. Von ihrer Verwirklichung haben uns in der Tat die Zeitungen in den letzten Jahren berichtet.

* * *

Im Ganzen muß man zugestehen, daß das Buch Mordacqs auf knappem Raum einen ausgezeichneten Einblick in das Denken französischer Militärkreise und überhaupt des französischen Nationalismus und in ihre Auffassung vom deutsch-französischen Verhältnis gibt. Diese Kreise werden aber auch für die

Zukunft in der Gestaltung der Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich ein gewichtiges Wort mitreden. Ein ausgesprochener Vertreter ihrer Ideen sitzt heute auch wieder im Ministerium, der andere Hilfsarbeiter Clémenceau's, André Tardieu. Und die Vertreter dieser Gedankenwelt sitzen auch sonst in sehr vielen einflußreichen Stellen Frankreichs. Das gibt dem Buche Mordacqs seine Bedeutung.

Aarau, den 20. August 1926.

Hektor Ammann.

Kultur- und Zeitfragen

Bayreuth 1876—1926.

„Bayreuth — Morgenweihe am Tage des Kampfes!"
(Nietzsche.)

Am 13. August 1876 begann nach Überwindung ungeheurer Hindernisse die Eröffnung des Bayreuther Festspielhauses mit der ersten Gesamtaufführung des „Rings". „So haben Sie es doch erreicht," sagte Wilhelm I. zu Wagner. Es ist nicht bekannt, daß jener Kaiser viel für Kunst übrig hatte; wenn er trotzdem mit seiner Tochter, der Großherzogin von Baden, die ersten Festspiele besuchte, geschah es, weil die größere Hälfte des neuen Deutschen Reiches und die halbe Welt im Erfolg Wagners eine Art Wiederholung des Sieges von 1871 und die Gewinnung deutschen Landes auf geistigem Gebiete erblickten. Vielleicht wollte der Hohenzoller auch nicht vor Napoleon III. zurückstehen, der 15 Jahre vorher Wagner-Aufführungen in Paris befohlen hatte. Es wurde üblich, das Werk Wagners mit jenem Bismarcks zu vergleichen. Als dann 1918 das deutsche Heer im Westen hart bedrängt wurde, besann sich ein Teil des deutschen Volkes wieder auf die Quellen seiner Kräfte: einen Nachklang jener Begeisterung in Bayreuth hören wir, wenn es seine letzten Abwehrstellungen nach Siegfried, Hunding, Brünnhilde und Gudrun hieß, Namen, die ohne Wagner verschollen wären.

Ein halbes Jahrhundert! Was für Jahrzehnte! Es sei einem Deutschen überlassen, in der Welttragödie des „Rings" auch ein Abbild seiner Nation von der Schwertschweißung bis zum „Dolchstoß" zu suchen. Die Tetralogie ist vieldeutig, ihr Inhalt unerschöpflich. So deutete beispielsweise Shaw den tragischen Gegensatz von Liebe und Macht (Woglinde: „Nur wer der Minne Macht versagt, nur wer der Liebe Lust verjagt, nur der erzielt sich den Zauber, zum Reif zu zwingen das Gold") in ein Drama des Sozialismus und Kapitalismus um. Ein anderer erkennt in ihm den künstlerischen Ausdruck dessen, was Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung" philosophisch mitzuteilen sucht. Jeder, dem Probleme der Geistesgeschichte etwas bedeuten, hat Grund, sich jener ersten Festspielwoche zu erinnern. Weshalb sollten wir Deutschschweizer vor bewundernden Franzosen, Italienern, Spaniern, Engländern zurückstehen? Vergessen auch wir nicht, was Nietzsche in seinen schönsten, gesündesten Tagen als größte Tat Richard Wagners bezeichnete: den „Gedanken von Bayreuth".

Keinen Hauch dieses Gedankens haben jene verspürt, die da glauben, es handle sich nur um ein musikalisches oder literarisches Ereignis. Wohl wollte Wagner vor allem das künstlerische Empfinden reinigen und selbst ein gewaltiges Beispiel erhabener Gesamtkunst geben, in der sich männliche Dichtung und das Weib Musik innig verbänden, und die an seltenen Feiertagen das Volk beglücke und erhebe wie Drama und Chor bei Aeschylos und Sophokles die alten Hellenen. Aus Liebe, nicht aus Haß, empörte sich Wagner gegen